

Dr. Wilhelm Gräß, Göttingen

## Der Pfarrer als Musterprotestant

### Zum Wandel einer kirchlichen Funktionselite

Der Göttinger Kirchenhistoriker Bernd Moeller hat 1971 in einer Universitätsrede zum Thema des »Pfarrers als Bürger« zunächst durchaus in leuchtenden Farben hervorgehoben, wie die evangelischen Pfarrer im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts »zu den wichtigsten Tradenten der allgemeinen Kultur« gehörten.

»Die Zugehörigkeit des evangelischen Pfarrerstandes zum Bildungsbürgertum«, so Moeller, »hatte zur Folge, daß die Pfarrer jeweils gewissermaßen zum frühesten Zeitpunkt mit geistigen Neuerungen in Berührung kamen und daß ihnen das Eingehen auf solche Neuerungen, die Auseinandersetzung mit ihnen unmittelbar aufgenötigt wurde und unmittelbar am Herzen lag.«

Indem Moeller dann jedoch den Blick auf unsere Gegenwart lenkt, ist von die-

sem symbiotischen Verhältnis zwischen Kirche und Kultur in der exemplarischen Gestalt des zugleich als Bürger in der gesellschaftlichen Öffentlichkeit präsenten Pfarrers überhaupt nichts mehr übriggeblieben.

#### Neues Berufsbild nötig?

Es wird vielmehr der »allgemeine Funktionsverlust« schlicht konstatiert, dann aber lebhaft begrüßt, daß der »hier sichtbar werdende Einbruch« wirklich als »Anlaß« genommen werden müsse für eine »Neuorientierung des Berufsbildes des Pfarrers«. Und Neuorientierung, das heißt, die Konsequenz daraus ziehen, »daß jetzt wirklich die Zeit abgelaufen ist, in der die Funktion und der Sinn des geistlichen Amtes von den

Bedürfnissen der Gesellschaft her bestimmt werden konnte«.

Alle den Pfarrern im Laufe der Geschichte zugefallenen Funktionen seien nun dahingefallen, durchweg abgeschätzt werden sie der Ordnung halber noch einmal genannt: »der Pfarrer als Sittenhüter, Schulaufseher und Seelenheilkundiger, als Verfechter bürgerlicher Politik, als Zeremonienmeister bei biologischen Zäsuren und was dergleichen mehr ist«.

Was jetzt wieder anstünde und worüber er sich glücklich schätzen dürfe, das ist die »Wiederentdeckung der hohen und wesentlich eigenständigen Bedeutung des zentralen Auftrags der Wortverkündigung«. Nun ist diese »Eigenbestimmung durch die aus dem Verkündigungsauftrag fließende Normen die Konzeption, der die Zukunft gehört«.

Es ist uns heute ziemlich klar, daß sich all jene Funktionen, die Moeller – wie viele andere auch – bereits erloschen sah, wenn auch in teilweise modifizierter Form, dennoch als erstaunlich widerstandsfähig erwiesen haben. Ebenso nahe liegt dann aber auch die Vermutung, daß ein programmatisch allein von der Eigenbestimmung des Verkündigungsauftrages her verstandenes Pfarramt, dessen Träger nur in eingeschränktem Maße in die Lage versetzt dürfe, solche Eigenbestimmung nicht von vornherein entsprechende Erwartungslagen ebenfalls wahrzunehmen, anzuerkennen und vom kirchlichen Auftrag her auslegungsfähig zu machen.

Daß solche Auslegungsfähigkeit dem auf die theologische Umorientierung der zwanziger Jahre zurückgehenden Interpretationstyp des Pfarrerberufs zufolge bis heute programmatisch abgebaut und unterlaufen werden soll, hat denn auch der Göttinger Praktische Theologe Manfred Josuttis in spätdialektischer Manier unter dem variationsfähigen Motto »Der Pfarrer ist anders« für unsere Gegenwart belegt.

Seine »zeitgenössische Pastoraltheologie« will ihre Plausibilität für die heutige Pfarrergeneration schließlich aus der Feststellung ziehen, daß es immer noch oder nun erst recht die »Spannung zwischen Erwartung und Auftrag« sei, die das Selbstverständnis des Pfarrers bestimme. Weil solche gesellschaftlichen Erwartungen ans kirchliche Handeln, die es eigentlich gar nicht mehr geben dürfte, doch da sind, sollen die Pfarrer nun den Konflikt mit diesen Erwartungen, in den sie ihr Auftrag hinein führt, permanent durcharbeiten. Das heißt, sie sollen ihren alltäglichen Beruf, von den Kasualien bis zur politischen Predigt, so gestalten, daß sie dabei fortwährend etwas anderes wollen als sie faktisch tun.

uständig ist der Pfarrer heute für die professionelle Wahrnehmung des kirchlich organisierten Handelns. Der gesellschaftliche Funktionswandel des Pfarrers ist das eine. Wie der Pfarrer sich deutend dazu verhält und in der praktischen Wahrnehmung seines Amtes programmatisch damit umgeht, das andere. Dieser Sachverhalt hat nun freilich gerade im protestantischen Pfarrerbild auch eine exemplarische Verarbeitung gefunden. Sie liegt vor in der dezidierten Aufwertung der Person des Pfarrers vor seiner amtlichen Stellung in der organisierten Kirche.

### **Amt als Chance für persönliches Wirken**

Er muß sein Amt so wahrnehmen, daß er dabei unter Aufnahme höchst unterschiedlicher Erwartungen und zugleich orientiert an seinem speziellen kirchlichen Auftrag Ansprechbarkeit für die nach religiös-weltanschaulicher Orientierungsgewißheit suchenden Menschen gewinnt. Er muß versuchen, »das Amt als ›Chance‹ für sein persönliches Wirken zu ergreifen, um etwas daraus zu ›machen‹ und es durch seine individuelle Wirksamkeit auszubauen«. Das in den reformatorischen Kirchen lediglich durch seine Funktionen und nicht durch die sakramentale Weihenvollmacht seiner Amtsträger definierte Amt wird nun zur Herausforderung an dessen persönliche Wahrnehmung. Dies dürfte in der Tat die spezifisch protestantische Markierung sein, wie sie sich mit dem Abbau der gesellschaftlichen Vorweggelung der kirchlichen Amtsautorität zusammenfügt: diese Umstellung von institutionalisierter Präsenz auf persönliche Leistung. Man kann aus der Reduktion des Pfarrers auf seine spezifisch kirchlichen Amtsfunktionen und damit aus dem Abbau gesamtgesellschaftlicher Präsenz

auch den Schluß ziehen auf die gesteigerten Anforderungen, die nun an die persönliche Wahrnehmung seines Amtes zu stellen sind.

### **Erwartungen gerecht werden**

Nicht, daß die durch den kirchlichen Auftrag bestimmten Amtsfunktionen überhaupt erfüllt werden, ist nun entscheidend, sondern daß sie flexibel erfüllt werden, in der persönlichen Einstellung auf die vielgestaltigen, problemoffenen, nicht immer leicht zu identifizierenden Erwartungslagen derer, für die sie da sind.

Die formelle Eigenständigkeitsbehauptung des Verkündigungsauftrages ist in der pfarramtlichen Praxis denn auch eher dazu geeignet, sich dieser Herausforderung zu entziehen, statt sich ihr konstruktiv zu stellen.

Die Freiheit des Amtsträgers resultiert eben daraus, daß er in all seinem Tun nicht schon mit dem Offenbarungsgeschehen selber verwechselt werden will, dessen situationsadäquater Bezeugung und Darstellung er gleichwohl dient. Bestimmt wissen will er sich durch dasjenige subjektive, gegenwartspraktische Verständnis seines objektiv kirchlichen Auftrags, das sich ihm in der Einsicht des Glaubens selber erschlossen und auf dem Wege seiner theologischen Bildung zur begründeten Zielvorstellung seiner Amtsführung ausgearbeitet hat.

Das dezidiert funktionale Verständnis des kirchlichen Amtes im reformatorischen Christentum hat es zugleich zu dieser persönlichen Gestaltungsaufgabe seiner Träger gemacht, die es unter modern-gesellschaftlichen Verhältnissen nun gesteigert umzusetzen gilt.

Damit, daß die Amtsfunktionen nicht durch amtskirchliche Festschreibungen schon festgelegt sind auf die Art, in der sie persönlich wahrgenommen werden,

sondern auf ihre individuelle Durchgestaltung warten, wachsen dann jedoch auch die Anforderungen an die individuelle Leistungsbereitschaft und deren konzeptionell ausgelegte Theoriefähigkeit. Bringt er sie mit, wird er schließlich den Kreis formeller kirchlicher Amtstätigkeiten, die bloße Verwaltung der klassischen Tradierungsinstitutionen, immer auch überschreiten, beziehungsweise sich an der höchst variablen, situativ angemessenen Form ihrer Wahrnehmung abarbeiten.

Es kommt nur darauf an, daß er sowohl durch die Struktur wie durch die inhaltlichen Vorgaben seiner Arbeit den Raum der Kirche, für den er formell zuständig ist, zugleich – eben durch die Art seiner Ausgestaltung – als einen Ort öffentlicher Sinnreflexion auch erkennbar macht.

Als ein solcher Ort ist die Kirche in der Tat oft nicht mehr im Blick. Dazu kann sie aber jeweils wieder werden, sofern ihre Funktionsträger den reduzierten gesellschaftlichen Einfluß nicht schon als Wiederentdeckung ihres eigentlichen Auftrages preisen, sondern als Herausforderung, ihre Arbeit nun dezidiert zur öffentlichkeitsrelevanten Gestaltungsaufgabe der eigenen Subjektivität beziehungsweise zum Produkt angeeigneter und selbstentworfenen konzeptioneller Vorgaben werden zu lassen.

#### **Pfarrer = Kirche personal**

Die Umgewichtung im Verhältnis von Person und Amt ist in die allgemeine Erfahrung mit der kirchlichen Gestalt des Protestantismus deutlich eingegangen. Die Mitgliedschaftsstudien der EKD haben schließlich gezeigt, wie stark das Verhältnis der Zeitgenossen zur Kirche durch deren Erfahrungen jeweils mit der Person der Pfarrers geprägt wird.

Freilich, das bedeutet auch keine abstrakte Trennung zwischen Amt und Person. Die Erfahrungen mit der Person des Pfarrers schlagen schließlich gerade nicht auf ihn als dieses Individuum zurück. Sie werden vielmehr zum Muster, nach dem sich das eigene Verhältnis zur ganzen Organisation Kirche nicht unwesentlich bestimmt.

Im protestantischen Pfarrer begegnet die gesellschaftliche Organisation Kirche personal, individuell vielfältig. Das stiftet manchmal Verwirrung, macht die Begegnung mit der Organisation Kirche jedoch allererst motivkräftig, ermöglicht in der Regel erst das je eigene persön-

liche Verhältnis zu ihr. So ist der protestantische Pfarrer das Muster desjenigen Selbstverhältnisses zur Kirche, das jeder nur auf die ihm eigene Weise und damit in der offenen Entwicklung seiner Lebensgeschichte haben kann. Er ist dieses Muster als die Person, die zugleich das Amt wahrnimmt, ist es aber doch nicht allein von Amtes wegen. Durch seine, des Funktionsträgers persönliche Art dieses Selbstverhältnis zur Kirche praktisch zu sein, regt er die persönliche Wahrnehmung dieses Selbstverhältnisses zur Kirche auch bei anderen an.

Genau deshalb, weil er sein Amt als musterbildende Gestaltungsaufgabe seiner eigenen Subjektivität wahrzunehmen hat, muß er dies dann aber auch in transsubjektiven Auslegungsformen tun, ist seine hermeneutische und kommunikative Kompetenz für eine förderliche Amtsführung schlechterdings entscheidend.

#### **»Durchlauferhitzer« Studium?**

An seiner Fähigkeit, die eigene Individualität zugleich auf individuell vielfältige, jeweils anders bestimmte Erwartungs- und Bedürfnislagen beziehbar machen zu können, bemißt sich seine Kraft zur situationsadäquaten Applikation des Evangeliums und damit zur gesellschaftsöffentlichen Tradierung dessen, wofür die Kirche steht.

Der Ort, an dem es traditionellerweise zur Ausbildung eines solchen problemoffenen, konzeptionellen Selbstentwurfs pfarramtlicher Berufspraxis kommen soll, ist bekanntlich das theologische Studium. Dort ist dafür zu sorgen, daß die Subjektivität, als deren Gestaltungsprodukt die konzeptionell entworfene Amtsführung verstanden werden muß, als eine nun tatsächlich gebildete zu stehen kommt.

Eine kürzlich erschienene, auf eine wissenssoziologische Langzeitstudie der pastoralsoziologischen Arbeitsstelle in Hannover abgestützte Untersuchung zu den persönlichkeitsbildenden Effekten des Theologiestudiums, bestärkt freilich in der Vermutung, daß dieses eine solche Kraft häufig nicht mehr besitzt. Stärker als die Bildungserfahrungen, die das Theologiestudium vermittelt, sind die religiösen Prägungen durch das Elternhaus, sind das soziokulturelle Milieu der Kerngemeinde oder auch alternative subkulturelle Deutungskonventionen und Interaktionsroutinen.

Diese Prägungen sind stärker, trotz der Veränderung der sozialen Umgebung, die das Studium bedeutet, trotz der ungewohnten Denkweisen, mit denen es konfrontiert, trotz der kritischen Thematisierung affektiv besetzter Symbole, die es verlangt.

Wenn dies so sein sollte, dann dürfte darin die größte Gefahr liegen, die dem spezifisch protestantischen Profil des Pfarrerberufs heute und in Zukunft droht. Denn es ist vorwiegend die im subkulturellen Milieu erfahrene Prägung, die nach dem Theologiestudium als einem bloßen Durchlauferhitzer ausagiert wird, dann dürften es auch vor allem die dort erzeugten, meist eng begrenzten Interpretationsmuster und stark eingespielten Konventionen in der Wahrnehmung der christlich-religiösen Gehalte wie auch der kirchlich-gesellschaftlichen Wirklichkeit sein, wodurch die Amtsführung bestimmt wird.

Wenn das Theologiestudium mit seinen Distanzierungen, Horizonterweiterungen und Wahrnehmungsverschiebungen, die es ja nach wie vor einfordert, lediglich an der Oberfläche dessen bleibt, was die individuelle Subjektivität im lebensgeschichtlichen Bildungsprozeß prägt, dann bestünde in der Tat die Gefahr, daß der Funktionswandel des Pfarrerberufs, seine Spezifikation auf das formelle kirchliche Handeln, seine Einstellung auf die oft ziemlich engen kerngemeindlichen Belange, mit dem die Amtsführung schließlich prägenden persönlichen Selbstverständnis der Amtsinhaber konform geht. Sozialer Wandel und kirchlich-theologische Interpretation wären tatsächlich in Parallelität gebracht – endgültig dann allerdings unter regressivem Vorzeichen. Sollte die Auswertung der Hannoverischen Langzeitstudie recht behalten, dürften die Gründe für die Enttäuschung der ans Theologiestudium gerichteten Erwartung vielfältig sein.

*Dr. Wilhelm Gräß ist Studentenfarrer und Privatdozent für Praktische Theologie in Göttingen*

---

*Im ganz entscheidenden Augenblick des Dialogs weichen Theologen nur allzu rasch auf die Position des Bekennens aus, oder sie sprechen hebräisch.*

Karl Jaspers

---